Bestrafter Hochmut.

Eine Fabel.

Die Wespe summt dem Roß ums Ohr,
Das spricht: „Hör auf, sonst schlag ich!“ —
Die Wespe spricht; „Versuchs, Du Thor!
Dein Schlagen das ertrag' ich.
Komm! Statt zu drohen, kämpf' mit mir!“
Da lacht voll Hohn das stolze Tier:
„Elender Wurm, nicht ziemt es mir,
Zu wechseln noch ein Wort mit Dir!“

Die Wespe aber fliegt, nicht faul,
Dem Stolzen auf den Rücken.
Es wiehert, schnaubt, es schlägt der Gaul,
Sie hört nicht auf zu zwicken;
Sie fliegt ihm endlich gar ins Ohr
Und sticht und ruht nicht, bis der Thor,
Nachdem er fast vor Qual vergeht,
Den „Wurm“ zuletzt um Gnad' anfleht.

Robert Reinick.

Kommt Kinder, hört mir zu! Ps. 34,12.

Von Dr. B. Kuttner-Frankfurt a. M.

XXVIII.

Es ist schon lange her, seit ich mit euch von der Nächstenliebe, d. h. von den Pflichten gegen unsere Mitmenschen rede, und ich bitte euch recht herzlich, an Sabbaten und Festtagen, an Sonntagen, oder wann ihr sonst Zeit habt, das in den Heften dieses und des vorigen Jahres immer wieder nachzulesen.

Wißt ihr aber auch, gegen welche Personen es am schwersten ist, diese Pflichten der Nächstenliebe zu erfüllen? Gerade gegen diejenigen, die uns im Leben am nächsten stehen und mit denen wir am meisten zusammen sind. Ist das nicht sonderbar? Und doch ist es so! Wie leicht vergessen wir gerade die Ehrfurcht vor Eltern und Lehrern! Wie leicht werden wir lieblos und unfreundlich gerade gegen Eltern und Geschwister! Wie schnell verlieren wir die Geduld bei unseren eigenen Geschwistern und Freunden! Und dabei meinen wir es doch mit diesen allen so gut! Ist das nicht wirklich sehr sonderbar.

Doch gehen wir einmal die uns nahe stehenden Personen einzeln durch.

Da sind also zunächst unsere Eltern. Wir haben von unserer frühesten Kindheit an so unzählige Wohlthaten von ihnen empfangen, daß wir es uns gar nicht anders denken können und alles ganz selbstverständlich finden Wir denken gar nicht mehr daran, daß wir ihnen für Nahrung und Kleidung, für Unterricht und Erziehung und soviel anderes täglich zu immer neuem Danke verpflichtet sind; ja, wir meinen sogar, unsere Eltern müßten das alles für uns thun, und werden ungezogen, wenn sie einmal anders wollen als wir, und werden wohl gar ungehorsam, wenn sie von uns verlangen oder uns etwas befehlen, was uns Mühe macht oder uns nicht gefällt. Ist das nicht abscheulich? Erfüllt man so das göttliche Gebot: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest"? Und doch ist alles, was die Eltern von uns verlangen, nur zu unserem eigenen Nutzen; denn kein Mensch meint es ja besser mit uns als unsere Eltern! Darum müssen wir täglich darauf denken, wie wir ihnen dankbar sein können; wie wir ihnen durch Fleiß und Achtsamkeit, durch Gehorsam und gesittetes Betragen Freude machen, um ihnen das zu vergelten, was sie alles an uns gethan haben und noch täglich thun

Denket doch einmal nach, was ihr ohne eure Eltern anfangen wolltet!

Glaubet auch nicht, daß eure Eltern verpflichtet sind soviel für euch zu thun, als sie wirklich thun. Sie sind garnicht verpflichtet, euch so schöne Kleider, so schöne Spielsachen, so gute Speisen und Leckerbissen, so schöne Bücher und manches andere zu verschaffen; und es giebt viele Kinder, die es auch wirklich nicht so gut haben wie ihr. Und wie oft machen eure Eltern euch eine Freude, ohne dazu verpflichtet zu sein, blos weil sie euch lieben! Und wenn sie euch in eine höhere Schule schicken, euch Musik und Sprachen, Tanzen, Turnen und Schwimmen und so manches andere Schöne und Nützliche lernen lassen und keine Mühe und keine Kosten sparen — meint ihr, daß sie zu alledem verpflichtet sind? Das thun sie alles nur aus Liebe zu euch, damit ihr nicht nur das lernet, was zum Leben nötig ist, sondern auch noch das, was das Leben angenehm und schön macht — und dafür müßt ihr ihnen ganz besonders dankbar sein. Und wenn sie euch zurechtweisen, euch Anstand und gute Sitten anerziehen wollen, so glaubet nicht, daß sie das nur so zu ihrem Vergnügen thun; da würdet ihr euch sehr irren; Das Ermahnen und Zurechtweisen macht ihnen gar kein Vergnügen, sondern nur Mühe und Sorge. Aber sie lassen sich die Mühe nicht verdrießen, weil sie euch lieben, und weil sie wollen, daß ihr anständige, gesittete und wohl gelittene Menschen werdet, damit ihr später unter den Menschen geachtet werdet und ein angenehmes Leben habet. Denn wenn ihr ungesittete, unmanierliche oder gar unanständige Menschen werdet, dann wird sich jeder von euch zurückziehen, und euer Leben wird ohne Glück und ohne Freude sein. Das wäre aber ein Unglück für euch und ein Kummer für eure Eltern.

Darum, meine Lieben, bemühet euch weiter, euren Eltern Liebe und Treue zu vergelten, indem ihr ihnen wiederum Freude macht, wie sie euch erfreuen und vergesset niemals das göttliche Gebot, daß ihr eure Eltern ehren sollt. Die erste und schönste Ehre aber, die ihr euren Eltern erweiset, ist der Gehorsam. Ein ungehorsames Kind ist ein schlechtes Kind, und ein schlechtes Kind ist ein schlechter Mensch. — Und ihr wollt doch keine schlechten Menschen werden!

Die größte Freude.

Erzählung für die Jugend

von J. Sontowsky.

Im Mittelpunkte der Riesenstadt Berlin, an der Stelle, wo jetzt die Centralmarkthalle steht, befand sich früher ein Schulhaus, in welchem die Klassen der jüdischen Religionsschule untergebracht waren.

An einem schönen Sonnabend-Nachmittage im Januar standen vierl junge Mädchen vor der Thür des Schulhauses; die Uhr hatte erst dreiviertel zwei geschlagen, und die Mädchen schienen durchaus keine Lust zu haben, früher als unbedingt nötig in die Klasse zu gehen. Jetzt kamen noch zweir kleinere Mädchen dazu, und es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung.

„Habt Ihr schon Billets?“ fragte die jüngste der Kleinen.

„Schon lange, und sehr gute Plätze,“ war die Antwort, „heute soll es nur noch siebzehnte Reihe geben.“

„Wir haben deshalb lieber Balkon genommen,“ bemerkte Elsa Kohn, ein hübsches fünfzehnjähriges Mädchen, das eben herangetreten war, „ich wa heute vormittag an der Kasse.“

„Vormittag,“ fragte die kleine Erna ganz erstaunt, „gehst Du denn nicht in die Schule?“

„Nein, Ernachen, seit Dezember nicht mehr, da wir ja doch Mitte Februar nach Beuthen zurückziehen; ich bin wohl die Einzige von Euch, die nicht mehr die Schulbank drückt.“

„O nein, Clara Silberfeld besucht auch nicht mehr die Schule, schon seit Oktober, sie nimmt nur noch hier am Sonnabend Religionsstunde.“

„Wenn man vom Wolfe spricht, ist er nicht weit,“ rief lachend Grete Müller, der eben hinzutretenden Clara Silberfeld die Hand entgegenstreckend.

Clara, ein für ihre vierzehn Jahre noch sehr kindlich aussehendes Mädchen, begrüßte ihre Gefährtinnen und wurde mit der Frage bestürmt, ob sie am Mittwoch auch zur Aufführung komme.

„Nein, ich werde nicht hingehen,“ antwortete die Kleine mit einer Stimme, die unbefangen und ruhig klingen sollte, der ein feines Ohr aber doch verhaltene Thränen anmerkte.

Zum Glück rief die Schulglocke die Mädchen in ihre Klasse, so blieben Clara wenigstens alle neugierigen Fragen nach dem Grunde ihres Fernbleibens erspart. Ach, wie gern wäre Clara zur Aufführung gegangen. Seit Wochen schon träumte sie schlafend und wachend von den „lebenden Bildern aus dem alten Testament" die zum besten einiger armen jüdischen Familien von zwei mildthätigen Künstlern veranstaltet wurden. Die Aufführung versprach in der That großartig zu werden; die Bilder stellte Professor Halster; ein berühmter Schauspieler sollte den verbindenden Text sprechen, und Frau Sehlers und Fräulein May, zwei der bedeutendsten Concertsängerinnen Berlins, hatten die Sologesänge übernommen.

Clara hörte in der Religionsstunde viel von der Aufführung sprechen, und auch ihre jüngere Schwester Anna, die noch die Schule besuchte, erzählte zu Haus viel davon; war doch in ihrer Klasse ein Kind, dessen Bruder den kleinen Isaak in den lebenden Bildern darstellen sollte. Die beiden jungen Mädchen schwärmten im voraus von all den Herrlichkeiten, die den staunenden Zuschauern in den „Bildern" geboten werden sollten.

Gern hätten sie sich Eintrittskarten gekauft, aber wie sollten sie das Geld für die beiden teuren Billets erschwingen? Sie waren auch viel zu vernünftig, um ihre Mutter überhaupt erst um die Erfüllung ihres Lieblingswunsches zu bitten, sie wußten ja selbst, daß es ihr beim besten Willen unmöglich war, ihren Kindern ein derartig kostspieliges Vergnügen zu bereiten!

Bei des Vaters frühem Tode war Frau Silberfeld, die überdies noch für ihre alte gelähmte Mutter zu sorgen hatte, völlig mittellos mit sechs Töchtern zurückgeblieben; wirkliche Not hatte die Familie noch nie gelitten, denn die fleißige Mutter hatte auch ihre Kinder von frühester Jugend an zur Arbeit angehalten; schon als Schulkinder halfen sie bei den Knüpf- und Näharbeiten, die Frau Silberfeld für ein großes Geschäft lieferte. Auch später erwarben sie sich ihren Unterhalt durch Handarbeiten aller Art, da ihre Mutter nicht haben wollte, daß sie Stellungen in Geschäften oder Familien annähmen; die zärtliche, durch viele Schicksalsschläge ängstlich gewordene Frau wollte ihre Mädchen gern bei sich unter ihrer sorgfältigen, mütterlichen Obhut behalten. Trotzdem alle Töchter geschickt und fleißig waren, war der Verdienst doch nur gering; da hieß es sparen und sich bescheiden lernen, für Vergnügungen hatten sie keinen Pfennig übrig.

Die Religionsstunde war zu Ende, als Clara aus der Neuen Friedrichstr. in die Klosterstraße einbog, sprangen zwei junge Mädchen lachend auf sie zu, es waren ihre Schwestern Grete und Anna, die sie von der Stunde abholten, um ein Stündchen mit ihr spazieren zu gehen. So unermüdlich auch bei Silberfelds gearbeitet wurde, am Sonnabend durfte keine Nadel angerührt werden; da gab es außer dem Besuch des Tempels stets noch irgend eine kleine Abwechselung, einen Spaziergang, für die größeren Mädchen den Besuch der Museen, ein gutes Buch, das freundliche Leute ihnen geliehen, ein

Plauderstündchen mit Freundinnen, im Sommer wohl auch einmal ein Freikonzert im Gartenlokal; kein Wunder also, daß sich alle Schwestern schon tagelang vorher auf den Sonnabend, diese angenehme Unterbrechung ihres sonst so eintönigen Lebens, freuten.

„Aber Clara, wieviel Kriegsflotten sind Dir denn untergegangen,“ neckte Anna die Schwester, „Du machst ja ein Gesicht, als wenn Du Mostrich mit Zucker und Zimmt essen müßtest.“

„Ich möchte so gern zur Aufführung gehen,“ bemerkte Clara, über den drolligen Einfall ihres Schwesterchens hell auflachend.

„Ach, ich möchte auch hingehen,“ seufzte klein Annchen, und die sechzehnjährige Grete meinte, auch sie hätte sehr, sehr große Lust dazu, denn Aufführungen seien gar zu schön; dann erzählte sie den jüngeren Schwestern wohl zum hundertsten Male, wie entzückend es damals im Unterhaltungsabend des Müllerschen Konservatoriums gewesen sei. Das Billet dazu hatte sie von ihrer Freundin zum Geburtstag als Geschenk bekommen.

„Seit ich damals als kleines Mädchen mit Tante Olga im Cirkus war, habe ich nichts derartiges mehr gesehen,“ sagte Anna wehmütig und fügte gleich darauf hinzu: „Und Du, armes Clärchen, bist überhaupt noch nirgend gewesen, ich wünschte, der Kaiser bescherte mir ein Billet, ich würde es dann gleich meiner guten Clara schenken.“

Der Kaiser erfuhr nun zwar nichts von Claras Herzenswunsch, aber Elsa Kohn, welche zufällig hinter den Mädchen gegangen war, hatte jedes Wort der Unterhaltung gehört.

Was sie da vernahm, eröffnete ihr einen Einblick in eine für sie völlig fremde Welt. In Reichtum und Überfluß erzogen, war sie nie gewöhnt gewesen, sich irgend etwas versagen zu müssen und konnte nicht fassen, daß diese Mädchen trotz ihres an Abwechselung und Vergnügen so armen Lebens, doch heiter und zufrieden waren. Am liebsten hätte Elsa allen drei Mädchen Eintrittskarten gekauft, aber sie fürchtete, daß sie das von ihr, der nur wenig älteren Mitschülerin nicht annehmen würden. Die kluge Elsa fand indes schnell einen Ausweg; sie wußte, daß die Mädchen für Geschäfte arbeiteten, und baute darauf ihren Plan. Zu Hause angekommen nahm sie ein halb fertiges Deckchen aus ihrem Schrank. Eine Stunde später schickte sie ihr Stubenmädchen in die Wohnung der Familie Silberfeld, nachdem sie ihr genau einstudiert hatte, was es dort sagen solle. Elsas Mama hatte bereitwillig ihre Erlaubnis dazu gegeben.

Die drei Schwestern hatten inzwischen ihren Spaziergang beendet und waren mit von der frischen Winterluft geröteten Wangen heimgekehrt. Als Alle fröhlich beim Abendbrot saßen, wurde heftig an der Klingel gezogen. Laura, die älteste, achtzehnjährige Schwester öffnete, die Zwillinge blickten neugierig nach der Thür, und die drei jüngeren Mädchen sahen sich gegenseitig an, ein Besuch zu so später Stunde war doch gar zu merkwürdig.

„Wohnt hier Fräulein Clara Silberfeld?“ fragte der neue Ankömmling, der natürlich niemand anders als das von Elsa geschickte Stubenmädchen war, „ich bin hierher empfohlen worden, das Fräulein soll sehr sauber und schnell arbeiten; meine Herrschaft ist in großer Verlegenheit, diese Decke muß bis morgen früh fertig sein, und alle Tapisseriegeschäfte sind schon geschlossen; könnten Sie nicht vielleicht die Arbeit noch heute abend fertig machen?“

„O gewiß,“ meinte Clara, nachdem sie die Decke angesehen, „in einer Stunde können Sie dieselbe abholen.“

„Gut, mein Fräulein,“ erwiderte das Mädchen, „ich werde pünktlich hier sein; wenn es Ihnen recht ist, möchte ich die Arbeit sogleich bezahlen: ist Ihnen 1,50 Mk. genug, oder verlangen Sie mehr, weil die Arbeit gar zu dringend und eilig ist?“

„Nein, durchaus nicht,“ antwortete Clara erfreut über den unerwarteten guten Verdienst.

Sie begab sich an die Arbeit, und als das Mädchen wiederkam, lag die Decke schon fertig auf dem Tische. Voller Freude nahm Clara das Geld in Empfang; in dieser einen Stunde hatte sie weit mehr verdient, als ihr sonst die Arbeit des ganzen Tages einbrachte.

„Für dies Geld kannst Du Dir kaufen, was Du willst,“ sprach die Mutter lächelnd.

„Dann gehe ich zur Aufführung,“ jauchzte Clara.

Nun genoß sie die Vorfreude in vollen Zügen, und als sie am andern Tage das ausführliche Programm an der Anschlagsäule studierte, kannte ihr Jubel keine Grenzen mehr. Immer und immer wieder las sie: Erstes Bild — Die Opferung Isaaks, zweites Bild — Rebekka am Brunnen, dann — die Himmelsleiter, — Joseph giebt sich seinen Brüdern zu erkennen, — Auffindung Moses, — Moses schlägt Wasser aus dem Felsen, — Rückkehr der Kundschafter, und so weiter, bis — die Einweihung des Tempels durch Salomo den Schluß bildete.

Gleich am Montag vormittag wollte Clara sich eine Eintrittskarte lösen, um noch einen guten Platz zu bekommen.

Am Sonntag nachmittag waren alle eifrig bei ihrer Arbeit, sogar die alte Großmutter strickte emsig. Die Wintersonne schien so warm und verlockend ins Zimmer, daß Laura das Fenster öffnete.

„Wie herrlich muß es jetzt draußen im Tiergarten sein,“ flüsterte die gelähmte alte Frau, als sie die warmen Sonnenstrahlen trafen, „es ist gar zu traurig, so immer ans Zimmer gefesselt zu sein, könnte ich doch einmal noch die beschneiten Wege und Bäume erblicken.“

Die alte Frau kam nur einmal im Jahre ins Freie, gewöhnlich am ersten oder zweiten Neujahrsfeiertage wurde, wenn es schönes Wetter war, aus einem Rollstuhlverleih-Geschäft ein Stuhl für sie geholt, freundliche Nachbarn trugen sie die Treppe hinab, und dann fuhren ihre Enkelkinder sie in

den Tempel. Nach dem Gottesdienst ging es dann hinaus in den Tiergarten und dann über die Straße Unter den Linden zurück nach Hause. Von diesem Ausflug zehrte die Großmutter das ganze Jahr.

Die Greisin hatte ihren Seufzer leise, wie im Selbstgespräch ausgestoßen, und doch machten ihre Worte einen tiefen Eindruck auf ihre Enkelin Clara. Wie schrecklich muß es sein, ohne Sonne und frische Luft, ohne jede Abwechselung Tag um Tag, Jahr um Jahr dahin zu leben, dachte das junge Mädchen, das Einzige, was ihr Vergnügen bereiten würde, eine Spazierfahrt, können wir ihr nicht einmal verschaffen, weil wir zu arm dazu sind; und leise, ganz leise erklang eine Stimme in ihrem Herzen: „Für das Geld, das Du für Dein Vergnügen ausgeben willst, könntest Du der alten Frau den Herzenswunsch erfüllen und sie ein paar Stunden ins Freie führen. Clara wurde still und nachdenklich, sie kämpfte mit sich selbst, aber bald war ihr Entschluß gefaßt. Als sie am andern Tage vor dem Geschäfte stand, in welchem die Fahrstühle verliehen wurden, stieg blitzschnell noch einmal der Gedanke an all das Schöne, das ihrer in der Aufführung wartete, in ihrem Innern auf, aber fest entschlossen drängte sie die verführerischen Bilder zurück und trat in den Laden, um einen Stuhl für den Nachmittag zu leihen. Ein aufsteigendes Thränchen schluckte die kleine Heldin tapfer hinunter, trat fröhlichen Gesichtes vor ihre Großmutter und lud sie mit heiteren Scherzworten zu einer Spazierfahrt ein.

Die alte Frau wollte dies Opfer ihrer Enkelin nicht annehmen, Clara jedoch bestand so fest und liebevoll darauf, daß die Greisin das junge Mädchen gerührt umarmte und mit innigem Danke einwilligte.

Am Nachmittage fuhr Clara die Großmutter hinaus in den winterlichen Tiergarten, dessen bereifte Bäume in der Sonne glänzten, als seien sie mit zahllosen Diamanten bestreut. Dann kehrten beide über die Straße Unter den Linden, an prächtig geschmückten, hell erleuchteten Schaufenstern vorüber, nach Hause zurück. Die Augen der Greisin leuchteten vor Vergnügen über all das Schöne, das sie gesehen.

Ich glaube, es war die Freude über Claras Selbstlosigkeit und Bescheidenheit, welche die welken Züge der Alten wie verklärt erscheinen ließ. Ihr Herz bewegte der innige Wunsch, dem guten Kinde auch einmal eine Freude bereiten zu können. Der heiße Wunsch einer zärtlichen Großmutter sollte nicht unerfüllt bleiben. Als Clara in ein Geschäft gegangen war, um sich Nähnadeln zu kaufen und den Rollstuhl vor der Thür des Ladens gelassen hatte, erblickte die alte Frau das Mädchen, das neulich die Decke gebracht hatte. Mit der dem Alter eingenen Gesprächigkeit rief sie es heran, fragte, ob die Decke der Herrschaft gefallen habe, und erzählte dann voller Stolz, daß ihre Enkelin Clara sie zu der heutigen Spazierfahrt eingeladen habe.

„Zuerst sollte das gute Kind für das Geld, das sie an der Stickerei verdient hatte, zu einer Aufführung gehen, aber sie wollte durchaus, daß ich dafür ins Freie fahren sollte, das liebe, gute Mädchen."

Der Alten that es wohl, mit jemand von dem, was ihr Herz bewegte, sprechen zu können, sie ahnte freilich nicht, daß sie ihrer Enkelin einen großen Dienst dadurch erwies.

(Schluß folgt.)

Die Harzburg.

Zwischen Ilsenburg und Goslar liegen an dem Bache Radau die Reste der Harzburg. Sie gehört zu den merkwürdigsten Burgen des Harzes, ist auf dem Burgberge erbaut und diente in der Zeitfolge als Götzentempel, Festung, Raubschloß und Wallfahrtsort. Jetzt sieht man nur noch einzelne Mauerstücke aus der Erde zwischen Bäumen und Sträuchern hervorgucken. Schon zu Karls des Großen Zeiten standen auf dem Burgberge Gebäude, worin der Götze Grodo (der Große), der Hauptgott der Harzbewohner, verehrt ward. Man opferte ihm hier erstgeborene Kinder. Der Opferaltar, welcher von daher stammen soll, wird noch in der Kirche zu Goslar aufbewahrt. Der Götze selbst, der als ein magerer Mann abgebildet war, welcher mit nackten Füßen auf einem stachlichten Barsch stand und in der Rechten einen Eimer mit Blumen, Obst und Früchten, in der Linken ein Rad hielt, ward 780 auf Befehl Karls des Großen, der ihn den Groten Düvel nannte, zerstört, und an seiner Stelle das Kreuz aufgerichtet und mit einer Kapelle umgeben. Diese Kapelle ward 916 tiefer herunter verlegt und 1038 mit dem in Goslar erbauten Dome vereinigt. 1068 baute Heinrich IV. an derselben Stelle, wo der heidnische Götze vom Kreuze verdrängt worden war, die Harzburg, eine schöne Burgfestung, versehen mit einer herrlich geschmückten Kirche und machte diesen Ort zu seinem Lieblingssitz. Als er aber von hier aus die Rechte der Sachsen und Thüringer schmälerte, rückten im Jahre 1073 an 60,000 Mann gegen sein eigentliches Hoflager, gegen Goslar, und begehrten, der Kaiser solle die Harzburg und andere Zwingburgen zerstören, von wo aus er das Volk mit seinen geharnischten Kriegern in Schrecken setze. Nach langen, vergeblichen Unterhandlungen ward die Harzburg endlich von den Sachsen erobert und ganz zerstört. Als aber Heinrichs Macht später 1075 wieder wuchs, schlug er die Sachsen und baute die Harzburg wieder auf. Im Jahre 1157 erhielt Heinrich der Löwe die Burg vom Kaiser Friedrich II. zum Geschenk, verlor sie aber wieder, und sie ging dann von Hand zu Hand. Endlich kam sie an einen Raubritter, Schwichelt, als Geschenk für eine Martinsgans. Schwichelt trieb mit seinen Brüdern große Räubereien im Magdeburger Lande. Die Magdeburger verbanden sich deshalb mit den Halberstädtern und Goslarern, um die Harzburg zu erobern. Sie bauten deshalb

zwei Burgen dagegen, und die Schwichelte mußten endlich die Harzburg übergeben, die gänzlich geschleift ward. Indeß 1438 hausten wieder Raubritter auf der Burg, welche Herzog Heinrich III. von Braunschweig zu Paaren trieb. Im Jahre 1654 aber wurde sie ganz geschleift. Die Veranlassung dazu war, daß auf dem Altar der dortigen Kirche ein Marienbild stand, zu dem das abergläubische Volk wallfahrtete.

Harnisch.

Die Behandlung der Tiere bei den alten Hebräern.

Nach Professor Dr. W. Wessely.

Die alten Hebräer sowie die Völkerschaften des Altertums überhaupt wußten von Tierschutzvereinen und dergleichen nichts; aber nichtsdestoweniger findet sich bei ihnen zu allen Zeiten eine Sorgfalt und ein Gefühl der Teilnahme für die gesamte Tierwelt, die unsere Achtung und Bewunderung verdient und ein Zeugnis von dem hohen Grade ihrer sittlichen Bildung giebt. Es hängt diese ihre Sorgfalt für das Tierleben eng mit der Ansicht zusammen, die sie über die Gesamtkräfte der organischen Schöpfung überhaupt und der Tierwelt insbesondere hatten, welcher sie auf der Stufenleiter der erschaffenen Wesen eine höhere Stellung, als es sonst geschah, angewiesen hatten. Sie schreiben nicht nur dem Tiere, sondern auch der Pflanze einen gewissen Grad geistigen Lebens zu, für welches jeder unverdorbene Mensch Mitgefühl besitzen und zeigen müsse.

Diesen Anschauungen entsprechen auch die mosaischen Gesetze, die wir hier in Kürze anführen wollen.

Bei der Belagerung einer feindlichen Stadt durfte man an den Fruchtbaum keine Axt anlegen, um sich den Zutritt zur Festung zu erleichtern. „Ist denn der Baum des Feldes ein Mensch, der vor dir in die Festung sich flüchten kann?"

Das Gesetz: „Du sollst nicht verderben" hat in jüdischen Gesetzen die weiteste Ausdehnung erhalten, und jede Zerstörung war sündhaft.

Aber welche Humanität findet sich in der mosaischen Gesetzgebung und in den andern Schriften der Hebräer erst gegen Tiere? Sie galten ihnen als treue und unermüdete Gehilfen in der Haushaltung der Natur, die auf der Stufenleiter der geschaffenen Wesen ihre ihnen von Gott angewiesene Bestimmung haben und geschaffen worden sind nicht zum Schmerz, sondern um sich ihres Lebens zu freuen. „Es brüllen die Löwen nach Futter und verlangen von Gott ihre Nahrung, und die unzähligen Tiere, die großen und die kleinen, die da wimmeln in dem großen und geräumigen Meere, sie alle harren auf Gott, daß er ihnen gebe ihre Nahrung zur rechten Zeit.

Gott ist gütig gegen alle und sein Erbarmen erstreckt sich auf alle seine Geschöpfe.

Wer sich der Geschöpfe erbarmt, dessen wird sich wieder der Himmel erbarmen.

Der Fromme ist freundlich gegen das Leben seines Viehes; nur des Frevlers Herz ist grausam.

An der Sabbathruhe des Hebräers sollte auch das Tier teilnehmen.

Das Böckchen durfe man nicht in der Milch seiner Mutter kochen.

Kuh und Kalb durfte man nicht an einem Tage schlachten.

Ochsen und Esel durften nicht vor einen Pflug gespannt werden, entweder damit die Tiere bei der Ungleichheit des Schrittes und der Kraft nicht über die Gebühr angestrengt werden, oder gründet sich dieses Gesetz auf die dem Ackerstier in der ältesten Zeit erwiesene Achtung und Dankbarkeit.

Dem Ochsen durfte man beim Dreschen nicht das Maul zubinden.

Dem unter der Last erliegenden Esel mußte man aufhelfen, auch wenn er einem Feinde gehörte.

Beim Ausnehmen aus dem Neste durfte man die Mutter nicht den Jungen nehmen, sondern mußte die Mutter erst fliegen lassen.

Und mit welcher Ängstlichkeit wird nicht das Gebot des Schlachtens der Tiere bei den Hebräern geübt? Wie ist da alles berechnet, den Tod zu beschleunigen, den Schmerz zu verringern und den Zuckungen des aushauchenden Tieres möglichst bald ein Ende zu machen? Mit welcher Genauigkeit ist nicht die Beschaffenheit des Schlachtmessers, der Ort des Körpers, wo dem Tiere der Einschnitt beigebracht worden, die Art, wie man das Blut ausfließen lassen soll, und noch vieles andere bestimmt und festgesetzt, und mit welcher Gewissenhaftigkeit wird nicht über die Beobachtung dieser Vorschriften gewacht.?

Das Schlachtmesser darf keine wahrnehmbare Scharte haben, darf nicht zu schwer und nicht zu leicht sein, muß, ohne abzusetzen, und ohne Druck, rasch hin und her geführt werden, muß die großen Adern des Halses und die Luftröhre zum großen Teile durchschneiden, darf nicht stechend eingestoßen werden, nicht durch das Rückenmark, und noch vieles andere. Das spätere Judentum hat den angeführten mosaischen Gesetzen durch eine erweiternte Auslegung eine größere Ausdehnung gegeben. Es soll der Mensch, heißt es, die Nahrung seines Viehes früher bestellen als die seinige. Der während des Gebetes geschehene Ausruf: „Futter dem Tiere!“ wird als keine Unterbrechung der Andacht betrachtet und macht das Gebet nicht ungiltig, da die Sorge für das Tier ein eben so gottgefälliges Werk ist wie das Gebet.

Jede absichtliche, obschon noch so sehr entfernte Veranstaltung oder Unterlassung, die dahin zielt, dem arbeitenden Tiere die Nahrung, mittelbar oder unmittelbar zu entziehen oder zu verkümmern, z. B. durch Furcht, Schmerz, Aufregung, Verweigerung des nötigen Trankes u. s. w. ist sündhaft.

Zur Rettung eines in Lebensgefahr schwebenden Tieres durfte selbst am Sabbath manche Vorkehrungen getroffen werden, die das Gebot der Sabbathruhe sonst nicht gestattete.

Sinnend, erzählt uns die Sage, saß einst Moses gestützt auf seinen Hirtenstab, den einst der Urahn Adam bei seinem Scheiden aus dem Paradiese von einem Baume gebrochen als Erinnerungszeichen an ein hingeschwundenes paradiesisches Leben, und überschaute die Herde des Jethro, die er da weidete in der Wüste. Plötzlich erhob sich ein Lämmchen aus der Herde und eilte schnellen Laufes davon. Erstaunt und ängstlich setzte der Hirt dem Flüchtling nach, vermochte es aber nicht eher zu erreichen, bis es an eine Quelle gekommen ist, aus dessen klarem Wasserspiegel es seinen brennenden Durst löschte und von seiner Ermattung sich erholte. „Armes Tierchen," rief Moses, „wußte ich doch nicht, daß quälender Durst dich getrieben, die Herde zu verlassen und dem Hirten zu entrinnen! Wie bist du doch so müde!" Alsogleich ergriff er das Lämmchen, drückte es ans Herz und trug es liebkosend zur Herde zurück. Und wie er so ging, vernahm er eine himmlische Stimme, die sprach: „Mose! Mose! Du hast mit Liebe des Verirrten dich angenommen, in deinem Herzen wohnt Mitleid, du bist ein treuer Hirt, du sollst eine andere Herde weiden, du sollst mein Hirt sein, mein Volk Israel weiden."

Und wieder erzählt die Sage: Als einst ein Kalb zur Schlachtbank geführt ward, habe dasselbe sich zum Rabbi Juda, der vor der Thür gesessen, geflüchtet, den Kopf in dessen Schoß gelegt und bitterlich geweint. Rabbi Juda aber, kein Mitleid fühlend, sprach: Geh hin, denn dazu bist du geschaffen. Da habe sich eine Stimme vom Himmel vernehmen lassen, die da sprach: weil er so unbarmherzig war, soll er mit Krankheit behaftet werden. Dreizehn Jahre lang lag hierauf R. Juda in schweren Leiden darnieder. Als aber nach diesen dreizehn Jahren seine Magd das Haus gekehrt, da habe sie ein Nest mit Wieseln gefunden und mit auskehren wollen. Da habe ihr Rabbi Juda zugerufen: Schone ihrer! denn es steht geschrieben: der Herr erbarmt sich aller seiner Werke. Plötzlich sei nun wieder die Himmelsstimme ertönt: Weil er mitleidig ist, so soll es ihm wohl ergehen!

Zum Schlusse noch eine ähnliche Sage, die uns Herodot (I. 159) aufbewahrt hat. Als ein gewisser Aristodikus die in dem Tempel zu Kumä befindlichen Vogelnester zerstörte und die Jungen herausnahm, soll aus dem Innern des Tempels eine Stimme die Worte gesprochen haben: Verruchtester der Menschen, wie kannst du solches wagen, die Zuflucht bei mir suchen, aus dem Tempel zu vertreiben? E. F.

Das verzauberte Schloß.

Ein Märchen von Wilh. Taschek.

In der Nähe der Stadt Bilin in Böhmen erhebt sich ein Felsberg, Namens Borzen. Hoch ragt er in die Gegend hinaus und von seinem mühsam erklommenen Gipfel genießt man eine schöne Aussicht.

Laß dir nun erzählen! Dieser Fels war vor undenklichen Zeiten ein Schloß. Rings um dasselbe breitete sich dichter Wald aus. Durch seine schattigen Gründe wand sich ein krystallhelles Wässerchen von säuerlichem Geschmack. Dasselbe quoll unter einem Steinblocke hervor, der große Ähnlichkeit mit einer in ein leichtes faltiges Gewand gehüllten weiblichen Gestalt hatte. Tiefe Einsamkeit herrschte ringsum. Selten nur ward hier der trauliche Waldfriede durch Jäger, Köhlersleute oder Irrende gestört. Wer aber immer durch Absicht oder Zufall in die Nähe der Quelle sich geführt sah, versäumte gewiß nicht, aus ihr zu trinken, und es war keiner darunter, der sich nicht wunderbar erquickt und gestärkt fühlte. Es ging aber das Gerücht unter den Leuten, der über der Quelle lagernde Stein sei einst von einem nächtlicherweile vorübergehenden Jäger vermißt worden; es sei schöner Mondschein gewesen, und da habe der Jäger ganz deutlich sehen können, daß ein weibliches Wesen mit wallendem Haar und in schneeweißem Gewande in dem Wasser bade; auch habe er einen wunderbaren Gesang gehört. Das müsse, sagten die Leute, eine Wassernixe gewesen sein. Und so wars auch in der That. Wenn die stille Nacht ihre Fittiche über die Erde ausbreitete, und die Abendglocken, die von fern und nah in das Rauschen des Waldes herübertönten, verstummt waren, saß dort, wo vorhin der Stein gelegen, eine schöne Nixe. Sie breitete als Schutzgeist der Quelle ihre Arme über dieselbe aus und sang, indem sie ins Wasser stieg, ein Lied, das tief zu Herzen ging. In später Nachtstunde lagerte sie sich wieder über der Quelle, entschlief und ward abermals zu Stein. — —

Der Besitzer des Schlosses war ein reicher, durch seine rohen Sitten berüchtigter Graf. Eines Tages ritt er in Begleitung seiner Frau und ein zahlreiches Gefolge auf zur Jagd. Da gabs im Walde ein fröhliches Treiben — den Jagenden zur Lust, dem Wild zum Leide! — In die tiefsten Waldgründe drang der Halloh-Ruf der Jäger, Hirsch und Reh zur wilden Flucht aufscheuchend. Da wollte es der Zufall, daß der Graf und die Gräfin an der Quelle vorübersprengten. Von Neugierde getrieben, stiegen sie von den Rossen, um den Ort näher in Augenschein zu nehmen.

„Sieh," sprach der Graf zu seiner Gemahlin, „dieser Stein soll eine Fee sein, die zur Nachtzeit im Wasser ihr Wesen treibt. Kaum glaublich, daß solch ein rauher Fels Menschengestalt annehmen könnte!" Bei diesen Worten führte er mit seiner Reitgerte einige kräftige Hiebe gegen den Stein, gleichsam um sich zu überzeugen, ob Leben darin sei. Es rührte sich zwar nichts —

aber über den Stein rannten zwei große Wassertropfen wie zwei Thränen herab, und in dem Bächlein stand das Wasser eine Weile still: sein Murmeln war verstummt; auch die Vögel des Waldes schwiegen; an Baum und Strauch rührte sich kein Blatt; es trat eine unheimliche Stille ein. Die Gräfin fühlte ein inneres Grauen, der Graf aber höhnte nur.

Beim Klange der Abendglocke ritt die Jagdgesellschaft in den Schloßhof ein, und ehe der letzte Ton verhallt war, saßen alle im Saale beim fröhlichen Gelage.

Zur selben Zeit aber stieg in der Waldeinsamkeit die Fee zur Quelle nieder; doch diesmal nicht in jugendlicher Gestalt, sondern als uraltes Mütterchen Ungesäumt schlug sie, auf einen buchenen Stab gestützt, den Weg gegen das Schloß ein. Als sie dort ankam, stand der Thorwächter eben im Begriff, das Thor zu schließen. Das Mütterchen berührte ihn mit dem Stabe: da ward er zu einer Schlange, die sich, den schweren eisernen Schlüssel im Maul, unter das nahe Gesträuch verkroch. Im Schloßhof sprangen dem Mütterchen große Hunde entgegen: sie bannte sie und verwandelte sie in Steine. Sodann berührte sie mit ihrem Stabe das Schloß; es ward ein hochragender Felsen, und alles Lebende darin nahm Tiergestalt an: Der Graf verbarg sich als giftiger Skorpion unter Gestein; die Gräfin saß da auf feuchtem Erdreich als große Kröte mit glotzenden Augen; der Turmwächter huschte als Uhu in ein finsteres Felsenloch; Mägde und Knechte wurden zu Molchen, Spinnen und summenden Fliegen.

Da dies alles geschehen war, that das Mütterchen den Ausspruch: der Zauber möge alle hundert Jahre einmal weichen; die Verzauberten werden ihre vormalige Gestalt wieder annehmen und sich ihres früheren Daseins erinnern — verschwand dann und wurde nie mehr gesehen. — —

Hundert Jahre waren seither verflossen. Es war ein warmer, schöner Tag, als ein Schäfer seine Herde unter dem Borzen weidete. Sinnend betrachtete er die schroffen, zerrissenen Felswände. Da zog ein ungewöhnlich großer schwarzer Käfer seine Aufmerksamkeit auf sich; derselbe kam aus einer Felsenspalte hervor, um alsbald unter einen Steinblock zu verschwinden. Der Schäfer versuchte, von Neugierde getrieben, den Block von der Stelle zu rücken, und nachdem er ihn glücklich in die Höhe gebracht und auf den Rücken geworfen hatte, lag zu seiner Überraschung zusammengedreht eine Schlange darunter und hielt einen Schlüssel im Maule. Langsam rollte sie sich und schlängelte sich hin durch Gesträuch und Gerölle.

Der Schäfer folgte ihr. Die Schlange nahm ihren Weg gegen die Felsen und gelangte endlich in eine düstere Kluft. Hier hob sie den Kopf und steckte den Schlüssel in eine Öffnung der Felswand. Während der Schäfer voll Erstaunen diesem Vorgange zusah, war die Schlange vor seinen Augen verschwunden, ohne daß er bemerkt hätte, wohin sie gekommen.

Beherzt trat er hinzu, betrachtete das Loch, worin der Schlüssel stach, genauer, und ward gewahr, daß es ein rechtes Schlüsselloch sei.

Mit einem festen Griff drehte er den Schlüssel um. In demselben Augenblicke that sich knarrend und ächzend ein weites Thor auf. Der Schäfer blickte durch einen gewölbten Gang in einen weiten Hof hinein; zu seinen Füßen aber lag wieder die Schlange und stieg zischend in die Höhe, als wollte sie ihm den Eintritt wehren. Voll Schrecken schlug er sie mit seinem Stocke zu Boden, und siehe — sie ward zu einem graubärtigen Mann. Dieser dankte dem Schäfer, weil er ihn — den Thorwächter — erlöset und wieder ins Menschenleben zurückgerufen hätte; er erzählte, wie er vor undenklichen Zeiten zu einer Schlange geworden und wie derjenige einen großen Schatz heben werde, der beim Abendläuten den Stein wieder auf die frühere Stelle wälzen wälzen würde, weil seit der Verzauberung des Schlosses gerade heute abermals hundert Jahre vergangen seien; so aber einer sich im Schlosse aufhalte, müsse er trachten noch herauszukommen, bevor der letzte Glockenton verhallt; versäume er dies, so könne er nimmer heraus.

Als nun der Schäfer den Hof betrat, ward es darin lebendig: große Steine sprangen als Hunde auf; Mägde und Knechte schritten über den Hof; der Graf und die Gräfin und eine große Gesellschaft saßen im Saale bei einer reichbesetzten Tafel. Sie rieben sich die Augen, als wären sie just vom Schlafe erwacht und schauten den eintretenden Schäfer verwundert an. Diener gingen geschäftig hin und her. Der Graf aber winkte dem Schäfer freundlich zu, und lud ihn ein, an der Tafel Platz zu nehmen. Seltene Speisen und kostbarer Wein wurden ihm vorgesetzt. Er aß und trank nach Herzenslust und vergaß darüber die Warnung des Pförtners. Endlich, als er Abschied nahm und den Saal verlassen wollte, fand er die rechte Thür nicht; schon hörte er das Abendläuten — schon stand er im Hofe: da war der letzte Ton verklungen! Krachend schloß sich das Thor; alles Lebende wurde wieder in den vorigen Zustand verwandelt, und der Schäfer, der sich vor Entsetzen auf eine steinerne Stufe niederließ, verfiel in einen tiefen Schlaf und muß nun hundert Jahr warten, bis einer kommt, der ihn wieder erlöset. —

Unsere Preisaufgabe.

Eure Preisarbeiten sind dieses Mal hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Die Beteiligung seitens unserer Leser war nicht so gross, wie bei früherer Gelegenheit, und die Arbeiten sind im allgemeinen auch nicht so gut ausgefallen, wie wir es gewünscht und erwartet haben. Ob die gestellte Aufgabe zu schwer war? — Wir glauben, dass jeder Schüler und jede Schülerin sich mit Gedanken an die Zukunft

beschäftigen oder für ein bestimmtes Fach besondere Neigung verspüren. Darum erschien uns die Beantwortung der Fragen:

1. Was ich werden möchte,
2. warum ich dies werden möchte,
3. wie ich das zu erreichen gedenke,

für Schulkinder nicht zu schwierig, und dies doch um so weniger, als es jedem Kinde überlassen blieb, in der seiner Fähigkeit entsprechenden Weise diese Fragen zu beantworten. Wir kommen jetzt zu dem Ergebnis der Prüfung. Von den eingesandten 37 Arbeiten mussten von vornherein 9 ausgeschieden werden, weil sie den von uns festgesetzten Bestimmungen nicht entsprachen. Von den übrigen 28 Arbeiten haben wir unserer Ankündigung gemäss 5 prämiiert, und zwar die Arbeiten von:

1. **Selmar Mansbacher** in Berlin,
2. **Benno Gottschalk** in Berlin,
3. **Amalie Ruhstadt** in Soest.
4. **Siegmund Posner** in Kippenheim,
5. **Schule zu Westercappeln.**

Von den noch am Wettbewerb Beteiligten erhalten eine lobende Anerkennung:

Gustav Cohn, Berlin. Edgar Sachs, Berlin. Alice Mann, Stettin. Erwin Becker, Wollstein. Heinrich Hepner, Schöneberg. Robert Guttmann, Hamburg. Nathan Marquer, Lissa. Julius Kann, Lissa. Frida Mannheimer, Kippenheim und Fritz Löser, Berlin.

Unter den Bewerbern befinden sich sowohl Gymnasiasten (sogar Sekundaner), als auch Schüler der Volksschule und Mädchen der höheren Töchterschule. Alle Berufszweige haben unter den Einsendern ihre Anhänger: 8 Bewerber möchten studieren (1 Jura, 2 Medizin, 3 Theologie, 1 Technik, 1 Chemie), 1 will Kaufmann werden, 3 haben für ein Handwerk Neigung (Schneider, Kunstschlosser, Klempner). Einige Mädchen wollen Schneiderinnen, andere wieder Lehrerinnen, Buchhalterinnen und Verkäuferinnen, und ein 11-jähriges Mädchen will — eine tüchtige H a u s f r a u werden.

Einige Arbeiten sind geradezu musterhaft; was uns aber mit besonderer Freude erfüllt und uns die Arbeit der Prüfung angenehm macht, das ist der angemessene Ton, der die meisten Arbeiten auszeichnet. Fast alle Bewerber wollen durch andauernden Fleiss und redliche Arbeit und im Vertrauen auf Gottes Hilfe das ihnen vorschwebende Ziel erreichen. Dankbarkeit gegen Eltern und Lehrer und der feste Vorsatz, durch gutes Verhalten und gewissenhafte Ausübung des erwählten Berufes den Eltern eine Freude zu bereiten und ihnen im Alter eine Stütze zu sein, kommt besonders in den umfangreichen Ausführungen in wohlthuender Weise zum Ausdruck.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir die Schule in Westercappeln lobend erwähnen, die eine stattliche Anzahl wohlgelungener Arbeiten geliefert und somit eine Prämie wohl verdient hat.

Wir schliessen mit dem innigen Wunsche, dass unsere jugendlichen Freunde ihr Ziel, das sie sich gestellt haben, erreichen und alle Befriedigung darin finden mögen. *E. F.*



Wer erräť's?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden in dem nächsten Hefte veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in No. 20

I. Silbenrätsel.

Bober, Ehrenpreis, Nürnberg, Joseph, Adar, Moses, Igel, Nase — **Benjamin.**

II. Füllrätsel.

S a r a h
U h l a n d
K i r s c h e
K a t z e
O h r
T i b e r

Sukkot

III. Zahlenrätsel.

E l s e
S i m o n
T i s c h
E i c h e
R h e i n

Ester.

Rätsel:

I. Silbenrätsel.

a ban dolf e hu ja la li li naph sa si ta u.

Aus diesen 13 Silben sind 5 Wörter zu bilden, die bezeichnen: Biblischen Namen, Prophet, Sohn Jakobs, männl. Vornamen, König in Juda.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Namen eines deutschen Dichters. Einges. von Max Binheim-Stuttgart.

II. Rebus.

N f f f f f f f f A L T R.

Einges. von Rosa Adler-Altzedlisch (Böhmen.)

III. Homonym.

Mein liebes Kind, nun rate fein,
Was ist wohl in der Schule Dein
Und liegt doch fern in Afrika?
Gleichzeitig trägts die Frau Mama
Als Ehren- und als Festgewand,
Sie trägt es leicht, obschon bekannt,
Daß Herkules fast zu schwer es fand.

Verantw. Redaktion: E Flanter, Berlin N.O., Elisabeth-Straße 59a.
Druck von L. Wechselmann, Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.